

Fredrik Backman

Freunde fürs Leben

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Rainer Schmidt*

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel »My Friends« bei Atria, an imprint of Simon & Schuster LLC, New York.

Das Gedicht auf S. 522 wird zitiert nach:
Tomas Tranströmer, »Romanische Bögen« aus:
Sämtliche Gedichte. Übersetzt aus dem Schwedischen von Hanns Grössel. Hanser, München 1997. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Hanser Verlags.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2026

Copyright © 2025 by Fredrik Backman

English language translation copyright © 2025 by Neil Smith

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
nach einer Vorlage von James Iacobelli, Simon & Schuster

Umschlagmotive: Amy Devlin

Redaktion: Julie Hübner

Th · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31586-4

www.goldmann-verlag.de

*An alle, die jung sind und etwas
erschaffen wollen: Legt los!*

Eins

Louisa ist ein Teenager, die beste Sorte Mensch. Der Beweis dafür ist sehr einfach: Kleine Kinder halten Teenager für die besten Menschen, und Teenager halten Teenager für die besten Menschen. Die Einzigen, die Teenager nicht für die besten Menschen halten, sind Erwachsene. Was natürlich daran liegt, dass Erwachsene die schlechteste Sorte Menschen sind.

Es ist einer der letzten Tage vor Ostern. Sehr bald wird Louisa aus einer Kunstauktion hinausgeworfen werden, weil sie ein wertvolles Gemälde mutwillig beschädigt haben soll. Alte Damen werden kreischen, die Polizei wird kommen, und all das war eigentlich so nicht geplant. Es soll keine Angeberei sein, aber Louisa hatte durchaus einen perfekten Plan, und es war nicht die Schuld des Plans, dass sie sich nicht daran hielt. Denn manchmal ist Louisa ein Genie, aber manchmal ist sie keins, und das Problem ist, dass Genie und Nicht-Genie sich ein Gehirn teilen. Aber der Plan? Perfekt.

Es ist eine dieser Auktionen, die extrem reiche Leute besuchen, um lächerlich teure Kunst zu kaufen. Deshalb sind Teenager dort nicht willkommen, schon gar keine Teenager mit Rucksäcken voller Farbspraydosen. Reiche Erwachsene haben viel zu viele Nachrichten über »Aktivisten« gesehen, die irgendwo einbrechen und berühmte Gemälde mutwillig beschädigen; aus diesem Grund werden die Eingänge von Wachleuten gesichert, die hundertfünfzig Kilo wiegen und

null Gramm Humor besitzen. Solche Wachleute haben so viele Muskeln, dass darunter welche sind, die nicht einmal lateinische Namen haben, denn damals, als die Menschen Latein sprachen, gab es Idioten in dieser Größe noch gar nicht. Aber das hätte kein Problem sein dürfen, denn Louisa hatte den Plan, in die Ausstellung reinzukommen, ohne dass die Wachleute ihre Anwesenheit überhaupt bemerkten. Das einzige Problem mit dem Plan bestand darin, dass Louisa diejenige war, die ihn ausführen sollte. Trotzdem lief *anfangs* alles gut, das muss man sagen, denn das Gebäude, in dem die Auktion stattfindet, ist eine ehemalige Kirche. Das wissen wir, weil all die reichen Leute bei der Auktion zueinander sagen: »Wussten Sie, dass das hier eine ehemalige Kirche ist?« Denn reiche Leute erinnern einander zu gern daran, wie unglaublich reich sie sind, so reich, dass sie Dinge von Gott kaufen können.

In zwei Tagen, wenn Ostern anfängt, wird natürlich niemand im Auktionsraum einen Gedanken an Gott verschwenden, denn dann wird Gott ihnen nichts Interessantes zu verkaufen haben. Aber das Unglaubliche an Gott ist, dass Gott die Bedürfnisse der Menschen kennt, so dass es in Kirchen meistens Toiletten gibt. So konnte Louisa durch ein Toilettenfenster einsteigen, wie der Plan es vorsah. Ihre Freundin Fish hat ihr gezeigt, wie man das macht. Fish ist die Beste in allem. Zum Beispiel die Beste im Verlieren und im Zerschlagen von Dingen, aber vor allem ist sie die Beste im Einbrechen. Und Louisa? Sie ist schlecht in so gut wie allem, aber sie kann gut wütend sein. Ohne zu übertreiben, kann man wirklich sagen, darin ist sie Weltklasse. Und sie ist besonders wütend auf reiche Leute, die Kunst kaufen, denn reiche Leute sind Erwachsene der schlimmsten Sorte, und

die schlimmste Form des Vandalismus gegen Kunst besteht darin, sie mit einem verdammten Preisschild zu bekleben. Deshalb hassen reiche Erwachsene die Bilder, die Louisa an Hauswände malt. Nicht, weil sie unbefleckte Wände lieben, sondern weil sie es nicht leiden können, dass es schöne Dinge gibt, die nichts kosten.

Also kletterte Louisa mit einem Rucksack voll Farbsprühdosen und einem perfekten Plan durch das Fenster. Nachdem sie in der Toilette auf den Boden gekullert war, blieb sie ein Weilchen dort und malte ein sehr realistisches Porträt der Wachleute an die Wand. Ein seichterer Künstler hätte sich vielleicht dafür entschieden, sie als Bullen darzustellen, denn sie hatten so dicke Nacken, dass man unmöglich erkennen konnte, wo ihre Köpfe begannen. Aber so etwas würde Louisa niemals einfallen, denn sie kann in die Menschen hineinsehen, und so malte sie die Wachleute als Quallen. Denn genau wie Quallen haben Wachleute kein Rückgrat und kein Gehirn.

Dann zog sie ein weißes Hemd an und mischte sich ins Gedränge.

Man muss sagen, dass Louisa vieles an sich selbst nicht ausstehen kann, besonders aber ihre Größe und ihr Gewicht. Sie hat sich im Laufe ihrer Kindheit vieles gewünscht, aber vielleicht nichts so sehr wie eine zierlichere Erscheinung. Sie mag ihren Körper nicht, weil es zu viel davon gibt. Sie mag ihre Stimme nicht, weil sie zu tief ist. Sie mag ihr Gehirn nicht, weil es sie immer auffordert, zu reden, wenn sie nervös ist. Vor allem aber mag sie ihr Herz nicht, weil es immer nervös ist. Dummes, dummes Herz.

Mit alledem im Hinterkopf könnte man natürlich auf die Idee kommen, jemand hätte sie bemerken müssen, als sie die

ehemalige Kirche betrat, aber zunächst einmal sollte einem klar sein, dass reiche Erwachsene kaum jemals etwas bemerken, von Spiegeln abgesehen.

Teure Gemälde hängen an sämtlichen Wänden, auf jedes Meisterwerk folgt ein noch prachtvolleres, aber der Raum ist voll von Leuten, die fleißig versuchen, ihre Frisur im Spiegelbild ihres Champagnerglases zu überprüfen. Ein paar fröhliche Frauen machen Fotos, nicht von den Kunstwerken, sondern voneinander. Ein paar ernsthafte Männer reden über ihre Lieblingsbilder, nicht als Kunstwerke, sondern als Investments, als handelte es sich um gerahmte Banknoten. Dann fangen die Männer an, sich über Golf zu unterhalten, und die Frauen lachen laut über irgendetwas Fantastisches, denn alles in ihrem Leben ist *das Beste*, alle sind so *wundervoll*, und ist es nicht *erstaunlich*, dass dieses Gebäude eine ehemalige Kirche ist? Offensichtlich wagt keine von ihnen, tatsächlich über die Gemälde an den Wänden zu sprechen. Sie haben viel zu viel Angst, sie könnten aus Versehen das Falsche denken; jemand anderem muss vorher immer etwas einfallen, damit sie wissen, was sie lieben dürfen. Eine der Frauen kommt von der Toilette zurück und macht ein entsetztes Gesicht, denn da hat jemand »Graffiti« an die Wand gesprayt, es riecht nach Farbe, und jetzt hat die Frau Migräne.

»Graffiti? Wie schrecklich! Vandalismus!«, ruft eine der Frauen, aber eine andere flüstert: »Aber ... glaubt ihr, die Graffiti gehören zur Ausstellung? Glaubt ihr, das ist vielleicht auch ... Kunst?«

Panik breitet sich in der Gruppe aus, wie wenn jemand in ein Campingzelt pisst. Denn was ist, wenn es tatsächlich zur Ausstellung dazugehört? Hastig gehen sie zu ihren Männern,

die sich über Golf unterhalten, und fragen sie, ob das Kunst sei. Einer der Männer fragt: »Ist ein Preisschild dran?«

Jetzt schütteln die Frauen die Köpfe und lachen. Kein Preisschild, keine Kunst, oh, was für eine Erleichterung! Die Männer zeigen auf die Wände und reden wieder über Investments. Als sie auf das beste Investment in der Kirche zu sprechen kommen, deuten sie auf ein Gemälde und sagen: »Das vom Meer«, als wäre es nichts weiter als blau und teuer.

Wütend? Louisa begreift nicht, wie sie etwas anderes sein soll als wütend.

Zwischen den Männern und Frauen kreist das Personal in weißen Hemden und serviert Horsd'œuvres, denn reiche Leute lieben winzige Speisen. Alles soll groß sein, nur Steuerbescheide und Sandwiches nicht. Niemand blickt dem Personal in die Augen. Personal bedeutet reichen Erwachsenen so wenig, dass sie nicht einmal auf die Tatsache reagieren, dass eine der Kellnerinnen einen Rucksack trägt.

Louisa bewegt sich behutsam durch die Menge. Wenn man sich immer zu groß gefühlt hat, wird man ziemlich gut darin, nicht im Weg zu sein, und so kommt es, dass sie erst, als sie das Bild entdeckt, das sie gesucht hat, plötzlich in Panik gerät. Weil es sie so glücklich macht, bildet sie sich ein, jeder der Anwesenden müsse in der Lage sein, ihr dummes, dummes Herz in ihrer Brust klopfen zu hören. Aber niemand reagiert. Was natürlich nicht besonders seltsam ist, denn wenn man erwachsen ist, hat man vergessen, wie sich das anhört.

Das vom Meer stammt von dem weltberühmten Maler »C. Jat«. Es ist das teuerste Gemälde in der ganzen Auktion, und deshalb will jeder es haben. Nicht, weil es ist, was es ist,

sondern wegen seiner Geschichte. Es heißt, es sei das erste Bild, das C. Jat gemalt habe, mit vierzehn, ein Wunderkind. So habe seine Karriere angefangen. Aber die Männer, die über Golf reden, interessieren sich nicht dafür, sie erzählen den Champagner trinkenden Frauen eifrig, dass das Gemälde vor allem wegen ganz anderer Gerüchte ein so »verdammtes Investment« sei. In den Zeitungen steht nämlich, der Maler sei drogensüchtig und in einer so schlechten Verfassung, dass er gar nicht mehr aus dem Haus gehe, und wenn der Käufer wirklich Glück habe, könne er sterben! Man stelle sich vor, was das Bild dann wert sein könne!

Alle lachen. Louisa ballt die Fäuste.

Das Bild ist schon jetzt teuer. Genau gesagt ist es so teuer, dass es von einer Samtkordel abgesperrt wird. Es ist etwas dermaßen unglaublich Besonderes, dass es vielleicht Anstoß nehmen könnte, wenn eine arme Person zu nah davor atmen würde. Vor der Kordel steht eine kleine alte, mit Diamanten behängte Frau und sieht sehr unglücklich aus. Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, dass ihr Gesicht wahrscheinlich nicht anders aussehen kann, denn es hat so viel plastische Chirurgie über sich ergehen lassen müssen, dass es aussieht wie ein Sneaker, dessen Schnürsenkel zu stramm gezogen worden ist.

»Hier ist *Das vom Meer!*«, zischt sie ihrem Mann unglücklich zu, denn das Bild ist kleiner, als sie gedacht hat. Vermutlich hat das arme Ding sich vorgestellt, das Meer sei größer.

Ihr Gatte, ein alter Mann mit einer Uhr von der Größe einer ausgewachsenen Schildkröte und einer Hose, die so eng ist, dass sein Hintern aussieht, als hätte er einen eigenen

Hintern, wirft nicht einmal einen Blick auf das Bild. Er liest nur das Schild daneben, auf dem der geschätzte Auktionspreis steht. Er sieht glücklich aus, denn Gemälde wie dieses hier kann nicht einfach irgendjemand kaufen, und das bedeutet, der alte Mann ist nicht einfach irgendjemand. Die Frau sagt, es ist eine Schande, dass es nicht orange ist, denn sie haben dieses Jahr eine Menge orangefarbene Möbel im Sommerhaus. Der Ton, in dem sie das sagt, lässt einen schon ahnen: Es ärgert sie auch, dass Eiscreme nicht nach sauren Gurken schmeckt oder ein Türknauf nicht mehr Ähnlichkeit mit einer Oper hat – als wäre es ziemlich unhöflich von der Welt, sich nicht jederzeit an jeden ihrer Wünsche anzupassen.

»Vielleicht könnten wir es in einen orangefarbenen Rahmen fassen, Charles?«, schlägt sie vor, aber der alte Mann antwortet nicht, denn er hat den Mund voll mit winzigen Sandwiches.

Louisa hasst sie alle. Die Männer, die investieren, und die Frauen, die fotografieren, die alte Frau, die ihr Haus dekoriert, und den alten Mann, der konsumiert. Gott, wie sie sie hasst. Das muss man wissen, denn sonst kann man nicht verstehen, was ein Gemälde mit einem Menschen machen kann.

In ihrem Rucksack hat Louisa unter anderem Spraydosen, ihren Pass und eine alte Postkarte, auf der in einer sehr zitterigen Handschrift steht: *Es ist so schön hier, die Sonne scheint jeden Tag. Du fehlst, bis bald. Mom.* Auch das muss man wissen, um zu verstehen, dass Louisa, nachdem sie sich durch die Menge geschlichen hat und endlich an der Kordel vor dem Gemälde steht, von dem alle glauben, es sei ein Bild vom Meer – dass Louisa nicht mehr in einer ehemaligen Kirche steht. Sie ist auch nicht allein. Sie ist nicht einmal mehr

wütend, nicht einmal auf ihre Freundin Fish, die so gut darin war, irgendwo einzubrechen, aber die es so schlecht verstand, wieder hinauszukommen.

Einmal sind Fish und Louisa mitten in der Nacht in ein Tattoostudio eingebrochen und haben sich gegenseitig tätowiert. Louisa hat Fish den Oberarm mit einem Herz verziert, und es war das schönste Herz, das Fish je gesehen hat. Dann hat Fish ein Tattoo auf Louisas Unterarm gestochen, und es war wirklich bemerkenswert hässlich, beinahe unfassbar abscheulich, denn Fish war die Beste in fast allem, aber schlecht im Zeichnen. Das Tattoo zeigte einen einarmigen Mann auf einem Baum, und Louisa hat kein Bild je so sehr geliebt wie dieses. Als sie und Fish einander das erste Mal begegnet waren, in einem Heim, in dessen großem Schlafsaal niemand zu schlafen wagte, hatte Fish ihr die ganze Nacht im Flüsterton Witze erzählt. Ihr Lieblingswitz war: »Wie kriegt man einen einarmigen Mann vom Baum herunter? Man winkt ihm zu!«

Niemand konnte so über ihre eigenen Witze lachen, wie Fish es konnte, und Louisa hatte nie einen schöneren Klang gehört oder einen großzügigeren Menschen getroffen. Manchmal brach Fish nachts in Eisdielen ein, denn es gab nicht viel, was sie lieber mochte als Eis. Aber öfter waren es Farbengeschäfte, denn Louisa brauchte Sprühfarben. Einmal brach sie in einen Eisenwarenladen ein, weil sie Schraubenzieher brauchten, aber hundertmal waren es die Hintereingänge von Kinos, damit sie sich in die Spätvorstellung schleichen konnten, denn es gab nicht viel, was Louisa mehr liebte als Filme.

Mit siebzehn schliefen sie fast jede Nacht nebeneinander in dem Heim, mit Eiscreme an ihrer Kleidung, jede mit dem Lachen der anderen im Ohr, und jede umklammerte einen

Schraubenzieher für den Fall, dass jemand unerlaubt in ihr Zimmer einzudringen versuchte. Man gewöhnt sich an so viele merkwürdige Dinge, wenn man ohne Eltern aufwächst. Bald gewöhnt man sich auch so sehr daran, einen einzelnen Menschen zu haben, den man liebt, dass es unmöglich ist, diese Gewohnheit wieder abzulegen.

Louisa litt, aber Fish litt mehr. Louisa mochte die Realität nicht, aber Fish konnte sie nicht ausstehen. Louisa versuchte es ein paar Mal mit Drogen, aber Fish konnte damit nicht aufhören. Louisa war noch siebzehn, als Fish achtzehn wurde und das Heim verlassen musste. Fish versprach Louisa, dass alles gut gehen werde, aber Louisa war der einzige Mensch, der wirklich gut für sie war. Nachdem sie die Nächte oft genug getrennt voneinander verbracht hatten, fand Fish Leute von einem anderen Schlag. Sie flüchtete sich aus der Realität in Flaschen oder hinaus in den Nebel.

Erwachsene glauben immer, sie könnten Kinder beschützen, indem sie verhindern, dass sie sich an gefährliche Orte begeben. Aber jeder Teenager weiß, dass das sinnlos ist, denn die meisten gefährlichen Orte der Welt sind in uns. Sensible Herzen brechen gleichermaßen in edlen Palästen wie in dunklen schmutzigen Gassen.

Louisa war jetzt seit drei Wochen allein auf dem Planeten, denn alle Erwachsenen logen sie an und behaupteten, Fish habe sich umgebracht. Das stimmte nicht. Kein Erwachsener vermisste Fish, als sie starb; wenn man eine Waise und in zehn verschiedenen Heimen aufgewachsen ist, dann vermisst einen niemand. Denn dann ist es sehr einfach, alles auf die Tatsache zu schieben, dass eine Überdosis Tabletten der Grund dafür war. Aber Louisa kennt die Wahrheit: Fish wurde von der Realität ermordet. Das Gefühl, auf diesem

Planeten gefangen zu sein, nahm ihr die Luft zum Atmen. Sie ist daran gestorben, dass sie die ganze Zeit traurig war.

Das alles muss man über Louisa wissen, denn sonst kann man nicht verstehen, was ein Gemälde alles bewirken kann. Und dass es einen besonderen Herzschlag gibt, an den man sich nicht erinnern kann, wenn man nicht mehr jung ist. Dass es Kunst gibt, die so schön sein kann, dass ein Teenager sich zu groß für den eigenen Körper fühlt. Dass es ein Glück gibt, das so überwältigend ist, dass man es fast nicht ertragen kann und die Seele sich einen Weg durch die Knochen hinaus bricht. Es kann sein, dass man ein Gemälde sieht und für einen einzigen Augenblick des Lebens, für einen einzigen Atemzug, vergessen kann, Angst zu haben. Wenn Sie das jemals erlebt haben, dann wissen Sie, wie es sich anfühlt. Wenn nicht, gibt es wahrscheinlich keine Möglichkeit, es zu erklären.

Denn es ist kein Gemälde vom Meer. Nur jemand verdammt Erwachsenen würde das denken.

Zwei

Die alte Frau hat Louisa noch nicht bemerkt. Das ist Teil des Plans. Für jemanden, der überraschend groß ist, ist Louisa überraschend gut darin, unsichtbar zu sein. Das Geheimnis besteht darin, zu wissen, dass man niemandem etwas bedeutet. Dass man wertlos ist.

Die Frau, die sich sehr wichtig vorkommt und daher sehr sichtbar ist, ist in diesem Augenblick auch beschäftigt, denn soeben hat sie die Männer und Frauen bemerkt, die sich über Investments unterhalten, und deshalb schnaubt sie: »Sieh doch, Charles! Anscheinend lassen sie hier heutzutage jeden herein, sogar diese vulgären neureichen Emporkömmlinge. Sieh sie dir an! Kein Geschmack, kein Stil!«

Sie sagt »neureich«, als wäre das ein schreckliches Virus, denn Leute wie sie haben es gern, wenn Dinge alt sind. Sie will antike Möbel und gereifte Jahrgangsweine und altes Geld. Das Einzige, was neu sein darf, sind Sportwagen und Hüftgelenke. Je reicher Leute wie sie werden, desto weniger mögen sie andere Menschen leiden, bis sie irgendwann so reich sind, dass sie sogar andere reiche Leute hassen, und tatsächlich ist das ungefähr das Einzige, was Louisa an ihnen beinahe gefällt.

Die Frau sieht ihren Mann beinahe erbost an.

»Hörst du mir zu, Charles?«

»Ja, ja, Darling«, antwortet der Mann. »Ich höre dir zu. Wir kaufen das vom Meer. Wie heißt der Maler? ›C. Jat‹? Was

ist das für ein Name? Glaubst du, hier gibt's noch irgendwo welche von diesen Sandwiches?«

Niemand bemerkt es, als Louisa den Rucksack mit den Spraydosen öffnet. Niemand bemerkt es, als sie geduckt unter der Kordel hindurch- und näher an das Bild herangeht. Sie wird nie erklären können, was sie empfindet, als sie es sieht. Vielleicht ist es das, was man fühlt, wenn man Mutter wird, denkt sie: Da gibt es keine Worte. *Du fehlst. Bis bald. Mom*, steht auf der Postkarte. Louisa wühlt auf dem Grund des Rucksacks.

»Du da! Was glaubst du, was du da tust? Du darfst nicht so nah an das Bild heran!«, ruft plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Es ist die alte Frau. Sie klingt sehr wütend, aber wenn man ein Gesicht hat, dessen Haut so weit zurückgezogen worden ist, dass die Wangen gleich bei den Ohren anfangen, ist es schwer für andere, zu wissen, was man wirklich fühlt. Der Gesichtsausdruck der Frau verfügt ungefähr über das emotionale Spektrum eines Lampenschirms.

In diesem Augenblick hört Louisa auf, sich an den Plan zu halten. Das liegt nicht am Plan. In ihrem Gehirn wird es manchmal ein bisschen voll, weil Genie und Nicht-Genie dort zusammenleben müssen. Also dreht Louisa sich mit Tränen in den Augen um und faucht die Frau an: »Das ist kein Bild vom Meer!«

Die Frau weicht hastig zwei Schritte zurück und starrt Louisa an, als sei sie soeben von einem Möbelstück attackiert worden. Hat es gerade mit ihr *gesprochen*?

»Bist du ..., hast du komplett den Verstand ..., geh sofort weg von dem Gemälde!«, befiehlt sie, und sie ist kurz davor, in Ohnmacht zu fallen vor so viel Unverschämtheit.

Aber Louisa bleibt standfest hinter der Kordel stehen, blinzelt die Tränen weg und flüstert: »Das ist kein Bild vom Meer, Sie vulgärer neureicher Emporkömmling.«

Die Frau erstickt fast vor Wut und packt ihren Mann so fest, dass er sich an seinem winzigen Sandwich verschluckt und beinahe ebenfalls erstickt.

»Chaaarles!«, heult die Frau, und der alte Mann hustet und spuckt Brot auf ihre Diamanten, bevor er wütend auf Louisas weißes Hemd deutet, als könne er mit dem Zeigefinger Feuer sprühen und damit augenblicklich Angst in der Welt um sich herum verbreiten.

»Du da! Bleib stehen! Ich will deinen Vorgesetzten sprechen!«, fordert er.

Zu seinem Entsetzen stellt sich heraus, dass Louisa kein bisschen Angst vor Zeigefingern hat, denn sie ist kein Aufzugknopf. Sie antwortet nur leise: »Ich arbeite nicht hier.«

Dann wühlt sie wieder in ihrem Rucksack, bis sie schließlich findet, was sie sucht: einen dünnen roten Stift.

»In dem Fall will ich deine ELTERN sprechen!«, verlangt der alte Mann leicht angewidert. Dabei sieht er sich um. Anscheinend hat er zwei Schimpansen vor Augen, die ein Informationsblatt über Empfängnisverhütung verkehrt herum hochhalten.

Erst jetzt bemerkt die Frau Louisas Rucksack, und jetzt geht ihr ein Licht auf, denn sie weiß nur allzu gut, was junge Leute mit Rucksäcken bedeuten.

»Charles! Sie hat Sprühfarben in dem Rucksack! Sie ist eine von diesen *Aktivistinnen*! Ruf die Security, Charles, sie will das Bild zerstören!«

»Sagt die Frau, die es in ihr hässliches Sommerhaus hängen will ...«, brummt Louisa.

Dann dreht sie sich um, und mit ihrem dünnen Stift malt sie einen winzigen Fisch in roter Tinte an die Wand neben dem Bild.

Das war nicht der Plan. Eigentlich hatte sie sich das Bild nur anschauen wollen; das wäre genug, hatte sie gedacht. Ihr Gehirn ist nicht schuld, dass etwas in ihrem Herzen plötzlich will, dass das Bild weiß, sie war hier. Sie und Fish. Dummes, dummes Herz.

Die Frau schreit panisch, und der alte Mann läuft los, um die Security zu holen. Aber es war trotzdem nett von ihm, was er da gesagt hat, entscheidet Louisa. Dass er dachte, sie habe Eltern.

Du fehlst. Bis bald. Mom, steht auf der Postkarte in ihrem Rucksack. Auf der Vorderseite ist eine Abbildung des weltberühmten Gemäldes von C. Jät. Solange Louisa sich erinnern kann, wollte sie dieses Bild im wirklichen Leben sehen, und dauernd hat sie mit Fish darüber geredet, dass sie eines Tages zusammen hier sein würden. Aber jetzt? Jetzt kann sie nicht mal das Gefühl erklären. Manchmal, wenn sie und Fish sich ins Kino geschlichen hatten, sahen sie Filme, in denen Frauen zu erklären versuchten, wie es war, Mutter zu werden, und sie wirkten immer genauso überwältigt und sprachlos. Mutter zu werden? Eine sagte, es sei eine unsichtbare Flutwelle, die mit solcher Wucht anrollte, dass es einem den Atem verschlug und man ihn nie ganz wiederfand. Man schnappt sein Leben lang nach Luft, sagte eine andere, weil es eine so ungeheuerliche Liebe ist, dass sie einem allen Sauerstoff aus der Lunge drückt. Und eine Dritte meinte, alle anderen fänden immer, dass man hinterher noch genauso aussieht, und das kann man

dann gar nicht verstehen, denn es gibt ein sehr klares Vorher und Nachher. Man ist ein ganz neuer Mensch.

So fühlt sich auch das Gemälde an, denkt Louisa. Trotzdem war es nett von der alten Frau, entscheidet sie, dass sie dachte, Louisa wolle das Bild beschädigen. Als ob in dem Fall irgendetwas sie daran hätte hindern können. Lady, denkt Louisa, wenn ich das Bild hätte zerstören wollen, dann läge dieses ganze Gebäude jetzt schon in Schutt und Asche. Ich bin wahnsinnig gut darin, Dinge zu zerstören, Lady. Jeder, den ich liebe, stirbt.

Der Wachmann kommt angelaufen oder doch angestapft, ein hundertfünfzig Kilo schwerer Körper, auf dem ein winziger, wütender Kopf thront. Louisa hält den roten Stift fest in der Hand.

Sie hasst es, wenn Erwachsene sie anfassen. Das kommt, wenn man nie einen Erwachsenen kennengelernt hat, dem man vertrauen konnte. Ihr Dad war verschwunden, bevor sie geboren wurde. Er wollte kein Dad sein, aber Louisa fragt sich, ob ihre Mom vielleicht eine Mom sein *wollte*, zumindest für ein Weilchen. Ob sie diese Flutwelle auch gespürt hatte, als Louisa geboren wurde. *Du fehlst*, steht auf der Postkarte in einer schrecklichen Handschrift. Das Einzige, was Louisa von ihrer Mom noch in Erinnerung hat, ist ihre Stimme, die ein Schlaflied singt. Sie waren aus einem anderen Land gekommen, und Louisa erinnerte sich an nichts. Sie hat nie herausgefunden, was sie da verlassen hatten, aber gut kann es nicht gewesen sein, wenn es hier besser ist. Als Louisa fünf war, wurde sie bei Nachbarn zurückgelassen. Ihre Mutter ging zur Tür hinaus und kam nie zurück. Die Polizei suchte

sie ein paar Monate, aber sie verstand es zu gut, sich unsichtbar zu machen. Das ist wahrscheinlich das Einzige, was ihre Tochter von ihr geerbt hat.

Zeit ist ein seltsames Konzept, wenn man verlassen worden ist. Wenn man mit fünf Jahren von der Mutter verlassen wird, dann geschieht das nicht an einem speziellen Tag, sondern jeden Tag. Es hört nie auf. Louisa wuchs in Waisenhäusern auf. Sie sprach nur die Sprache ihrer Mutter, und wenn sie versuchte, die Sprache der anderen Kinder in den Heimen nachzuzahlen, wurde sie ausgelacht, oder es kam noch schlimmer. Lange Zeit sprach sie danach eigentlich überhaupt nicht mehr. Sie weiß noch, dass es in diesen Heimen schwer war, zu schlafen, denn ständig flog etwas gegen die Wand, manchmal Teller, manchmal Gläser, manchmal auch Leute. Manchmal waren es andere Leute, manchmal war sie es selbst. Nirgendwo war sie besonders lange. Sie musste ein paar Mal umziehen. In manchen Häusern war es unheimlich, in manchen gruselig, in anderen gefährlich. Nur in einem war es schön.

Sie war damals sechs oder sieben, und natürlich war dieses spezielle Heim genauso voll mit schreienden Leuten und lautlosen Ängsten wie alle anderen, aber ein Kühlschrank in einer Ecke der Küche war bedeckt mit Postkarten berühmter Kunstwerke. Das war der Himmel für Louisa. Sie hatte nie herausgefunden, wer die Postkarten gekauft und dort hinterlassen hatte, aber wahrscheinlich war es jemand wie sie gewesen, jemand, der durch das Heim gegangen war und den Kindern, die nach ihm kamen, erzählen wollte, dass es da draußen noch eine andere Welt gab. Kunst ist Empathie.

Eine der Karten zeigte das Gemälde vom Meer, das kein Gemälde vom Meer ist. Es war das Erste, was Louisa jemals

gestohlen hat, der erste wirklich schöne Gegenstand, den Louisa je berührt hat. Eines Tages, ein paar Jahre später, kam sie in ein Heim, wo jemand lachte, und das war Fish. Sie gehörten einander auf der Stelle. Nachts schliefen sie eng beieinander und mit Schraubenziehern in den Händen, und wenn Louisa aufwachte und ein Herz in ihrer Brust klopfen hörte, konnte sie nicht unterscheiden, ob es ihres oder Fishs war. Fish brachte ihr bei, all die verschiedenen Sprachen der anderen Kinder im Heim zu verstehen. Das meiste waren natürlich Schimpfwörter, denn wenn es ums Fluchen ging, war Fish eine wahre Weltbürgerin. Aber erst als Fish sie ins Kino schmuggelte, lernte Louisa, Englisch zu sprechen wie die amerikanischen Filmstars. Nachts lag sie dann neben Fish und zitierte flüsternd ganze Szenen aus den großen Liebesfilmen. Aber in allen Sprachen gab es immer noch viele Wörter, die sie nicht verstand. Und eines Tages, nicht lange danach, klingelte die Polizei an der Tür, und die Beamten sagten, sie hätten Louisas Mom gefunden.

Das Gehirn eines Kindes ist etwas Merkwürdiges. Es interpretiert alles auf seine eigene Art. Louisa hatte immer davon geträumt, aber was der Polizist sagte, verstand sie nicht. Fish musste es ihr erklären.

»Die Angehörigen informieren« bedeutete demnach, dass man den Leuten Bescheid sagte, denen etwas daran lag. Louisa war also eine Angehörige. »Verstorben« bedeutete tot. »Rauschmittelmisbrauch« bedeutete, ihre Mutter hatte sich zu Tode getrunken. War innerlich ertrunken. Das Gehirn eines Kindes hat so viel Fantasie, dass Louisa das alles zwar hörte, aber keine Angst vor Alkohol bekam. Stattdessen fürchtete sie sich entsetzlich davor, zu schwimmen.

Als sie das nächste Mal im Kino waren, sahen sie einen richtig alten Film, denn Fish wusste, dass Louisa die am liebsten sah. Eine berühmte Sängerin spielte die Hauptrolle. In einer Szene sang sie einem Kind ein Schlaflied, und Louisa erinnerte sich plötzlich: Es war nie die Stimme ihrer Mutter gewesen, die sie gehört hatte, sondern diese hier. Ihre Mutter hatte die Fünfjährige so viele Stunden lang vor dem Fernseher alleingelassen, dass Louisa am Ende nicht mehr wusste, welche Stimme ihrer Mom gehörte und welche den Frauen in den alten Filmen. Sie weinte, als sie begriff, dass sie ein Mensch ohne Erinnerungen war, aber Fish setzte sich zu ihr und sagte: »Zum Teufel damit, wieso sollte dein dummes Gehirn entscheiden dürfen, was passiert ist und was nicht? Du kannst diese Erinnerung trotz allem behalten. Sie gehört dir!«

Und so hat Louisa sie behalten. Fantasie ist die einzige Waffe eines Kindes.

Auf die Rückseite der Postkarte mit dem Gemälde schrieb Louisa die eine Nachricht, die sie sich gewünscht hätte, als wäre sie ersehnt und geliebt: *Du fehlst. Bis bald. Mom.*

Sie steckte sie in den Rucksack und dachte, dass sie und Fish das Gemälde eines Tages im wirklichen Leben sehen würden, und dann wäre es vielleicht so, wie wenn Superhelden ihre Superkräfte entdeckten. Wenn sie jemals zum Meer kommen sollte, würde sie vielleicht keine Angst mehr vor dem Schwimmen haben. Sie malte sich ein Ende wie im Märchen aus, wo auf irgendeine magische Art und Weise alles ein glückliches Ende nehmen würde.

Das wird es nicht.

Aber so beginnt ihr Abenteuer.

Drei

So wird Louisa hinausgeworfen. Tatsächlich passiert das nicht besonders oft, denn die meisten Leute, die »hinausgeworfen« werden, werden tatsächlich hinausgeführt oder vielleicht hinausgeschleift. Aber Louisa ist nicht wie die meisten Leute, und so verlässt sie die Kirche in der Luft.

Unmittelbar vor dem fraglichen Hinauswurf bemalt sie einen Wachmann – nicht ein Bild von ihm, sondern ihn selbst. Leider macht der Wachmann natürlich nicht den Eindruck eines Menschen, der solchen Symbolismus zu schätzen weiß. Er stürmt einfach heran, wütend wie ein wilder Eber, der soeben ein Chili-Zäpfchen bekommen hat, und packt sie so fest, dass sie schreit. Kurz darauf schreit auch er.

Denn Louisa kann es wirklich, wirklich nicht ausstehen, wenn Erwachsene sie anfassen. Also gerät sie in Panik, und da malt sie den Wachmann an. Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, es ist Selbstverteidigung, denn sie hat nichts in der Hand außer dem Stift, mit dem sie an die Wand geschrieben hat: Den sticht sie dem Wachmann in den Unterarm. Sein Schrei ist beeindruckend, irgendetwas zwischen einem Fünfjährigen, der von der Schaukel gefallen ist, und einer Opernsängerin, die in ihrem Auto eine Natter gefunden hat. Er hat nicht den geringsten Sinn für die Ironie des Umstands, dass der Arm, den der rote Stift bemalt hat, mit der Art von typischen coolen Security-Tattoos bedeckt ist, so dass es jetzt aussieht, als hätte eine empörte Lehrerin festgestellt, dass eins

der Wörter auf dem Arm falsch geschrieben ist. Der Wachmann, hundertfünfzig Kilo schwer und ohne ein Gramm Spaß, versucht stattdessen lieber, Louisa zu packen, so dass sie zur Seite springt und das erste ergreift, was sie in ihrem Rucksack zu fassen bekommt: eine Spraydose mit Farbe. Die ist zufällig weiß, und die Uniform des Wachmanns ist zufällig schwarz, und als sie ihn von oben bis unten eingesprüht hat, sieht er aus wie ein äußerst erboster Highway.

Als seine Fäuste sich schließlich um ihre Arme schließen und sie und den Rucksack in die Luft heben, kommt diese Brutalität so unvermittelt, dass es sich anfühlt, als brächen ihre Schlüsselbeine wie Streichhölzer. Aber nicht das ist es, was ihr Angst macht. Es ist die Tatsache, dass er einem anderen Wachmann zubrüllt: »RUF DIE POLIZEI!« Das versetzt sie in Panik. Vor der Polizei hat Louisa viel mehr Angst als vor Gewalt, und als der Wachmann sie zum Ausgang schleppt, tut sie, was jeder vernünftige Mensch in dieser Situation tun würde: Sie beißt ihn ins Ohr.

Das passiert genau an der Tür, und der Wachmann stößt ein Geheul aus, dieses hundertfünfzig Kilo schwere Riesenbaby, und er schleudert Louisa und ihren Rucksack mit solcher Wucht von sich, dass sie tatsächlich quer über den Gehweg hinausfliegt, als ob das Gebäude einen Wassermelonenkern ausspuckte.

Das Letzte, was Louisa von drinnen hört, ist das Jammern der alten Frau: »Hast du das gesehen? Sie hat versucht, das Bild zu zerstören! Das habe ich gleich gesagt, als ich den Rucksack gesehen habe: Sie ist eine von diesen Aktivisten! Sie wollen nur immer alles zerstören! Wie abscheuliche kleine Kakerlaken!«

Und Louisa schreit zurück: »Das ist kein Bild vom Meer, du dummes ...«

Für das Ende dieses Satzes hat sie eine ganze Serie von wirklich handfesten Beleidigungen parat, aber leider landet sie auf dem Pflaster, und es verschlägt ihr den Atem. Es tut sehr weh, aber sie hat keine Zeit, zu fühlen, *wie* sehr, denn der Wachmann ist ihr bereits auf den Fersen, hundertfünfzig Kilo minus ein halbes Ohr.

»Ruf die Polizei!«, schreit er dem anderen Wachmann noch einmal zu, und Louisa rafft ihren Rucksack vom Boden auf und rennt los. Er rennt ihr nach, aber natürlich hat er keine Chance; er ist ein erwachsener Mann, und so einer hat keine Ahnung vom Rennen. Für erwachsene Männer gibt es auf diesem Planeten nicht genug Dinge, vor denen sie Angst haben, um sich im Rennen zu üben.

Louisa rennt bis zur nächsten Kreuzung, biegt rechts ab, läuft um die Ecke und denkt ans Meer. Das tut sie immer, wenn sie Angst hat, und so denkt sie beinahe immer ans Meer. Vielleicht erscheint das seltsam für eine Siebzehnjährige, die nicht schwimmen kann und tatsächlich nie auch nur aus dieser Stadt herausgekommen ist, weil es eine Sorte Stadt ist, die sich anfühlt, als wäre sie dem Weltall näher als dem Meer. Das Meer hat sie nie gesehen. Aber sie hat sich jeden Zollbreit Blau auf diesem Gemälde eingeprägt. Es ist der Ort, an dem sie am glücklichsten ist.

Die Postkarte ist in ihrem Rucksack, aber die braucht sie nicht mehr, denn sie wird nie vergessen, wie es war, das Bild im wirklichen Leben zu sehen. Was all die dummen Erwachsenen für ein Bild vom Meer halten, ist in Wahrheit das Bild eines Anlegers. Er ragt von der einen Ecke ins Bild hinein wie eine ausgestreckte Betonzunge unter dem Himmel, und

am hinteren Ende sitzen drei halbwüchsige Jungen. Sie sind so klein, dass Erwachsene sie kaum je bemerken. Der Maler hat das Bild *Das vom Meer* genannt, und deshalb sucht niemand etwas anderes. Die Jungen in der Mitte verstecken sich vor aller Augen. Wer kann so malen? Wer könnte jemandem die Luft aus der Lunge quetschen, nur weil er drei Kinder an der Wand hängen sieht? Wer kann dich dazu bringen, dass du Salzwasser riechst und um die Kindheit eines anderen weinst?

Louisa ist diesen Jungen nie begegnet, aber sie sind ihre Familie, die einzige Familie, die sie auf dem Planeten noch hat. Auf dem Bild sind sie vielleicht vierzehn, möglicherweise fast fünfzehn, keine Kinder mehr, aber noch nicht erwachsen. Sie sind gemalt, als hätte der Künstler sie so intensiv gesehen und so wunderschön geträumt, dass er gelernt hat, in Farbe zu flüstern. Gemalt von jemandem, der innerlich vollständig zertrümmert gewesen sein muss, denn niemand sonst könnte einen Pinsel so behutsam halten, niemand könnte Freundschaft so malen, wenn er nicht vorher ein absolut einsames Kind gewesen wäre. Es ist ein perfekter Sommertag, und sie sitzen so nah beieinander, und wenn man wirklich genau hinschaut, kann man sehen, dass sie sich anscheinend bewegen. Sie vibrieren vor Lachen, als habe einer von ihnen gerade einen richtig, richtig guten Furz fahren lassen.

Das alles sehen sie nicht, die ignoranten, nutzlosen reichen Leute hinter Louisa in der ehemaligen Kirche, denn sie leiden nicht genug. Sie laufen herum, glücklich und zufrieden und froh über das Wirken der Welt, und so glauben sie, es sei ein Bild vom Meer. Aber jeder Idiot kann das Meer malen, sogar ein *glücklicher* Idiot kann das Meer malen! Dies ist ein Bild vom Lachen, und das kann man nur verstehen, wenn man

voller Löcher ist, denn dann ist Lachen ein kleiner Schatz. Erwachsene werden das nie verstehen, denn sie lachen nicht über Fürze, und wie zum Teufel soll man dem Urteil eines solchen Menschen bei etwas so Wichtigem wie Kunst vertrauen? Sie haben nie etwas so sehr geliebt, dass es sich gelohnt hätte, sich dafür von einem Wachmann verprügeln zu lassen, nur um es einmal im Leben zu sehen.

Louisas Gesicht ist kalt von Tränen, als sie läuft, aber jeder andere Teil von ihr steht in Flammen. Am unteren Rand des Bildes hat sie die Signatur des Malers gesehen, und daneben hat er winzig kleine Totenschädel gemalt. Das hätte sie niemals bemerkt, wenn sie nicht wenigstens einmal im Leben sehr nah hätte davorstehen können. Kein Wachmann wird das aus ihrem Gedächtnis prügeln können, denn jetzt hat sie kleine Totenschädel in ihrem ganzen Herzen.

Auch an der nächsten Ecke biegt sie ab, so dass sie an der Rückseite der ehemaligen Kirche rauskommt, aus der sie eben hinausgeworfen worden ist. Der Wachmann, der sie gejagt hat, ist gerade dumm genug, um nicht auf den Gedanken zu kommen, hier nach ihr zu suchen. Auch das ist tatsächlich ein absolut perfekter Plan. Sie ist wirklich ein Genie. Abgesehen vielleicht von dem winzigen Detail, dass da ein Obdachloser, den sie nicht sieht, vor einer Mülltonne steht. Sie stößt in vollem Lauf mit ihm zusammen, fällt kopfüber zu Boden und verliert das Bewusstsein.

Also schön. Vielleicht kein *komplett* perfekter Plan.

Vier

Vor fünfundzwanzig Jahren, in einer ganz anderen Kindheit, gab es ein großes Meer. Die Sonne schien, der Sommer war endlos, und draußen im unendlichen klaren blauen Wasser erstreckte sich ein Anleger, an dessen Ende Menschen von der besten Sorte saßen. Sie waren vierzehn Jahre alt, fast fünfzehn, und ohne Übertreibung muss man sagen, Louisa hatte recht: Es war wirklich ein ganz großartiger Furz. Einer von ihnen ließ ihn fahren, und die Freunde fielen vor Lachen fast ins Meer. Das war der Augenblick, aus dem das Gemälde wurde.

Wenn man einmal Menschen kannte, die einen dermaßen zum Lachen bringen konnten, vergisst man das nie. Wenn nicht, ist jedes Wort sinnlos. Entweder hat man einen bemerkenswerten Furz gerochen, oder man wird zu einem der Erwachsenen, die ein Vierteljahrhundert später auf einer Auktion herumstehen und glauben, es handelt sich um ein Bild vom Meer, nur weil das Gemälde *Das vom Meer* heißt. Erwachsene sind wirklich nicht ganz dicht.

Diese Teenager? Bevor sie auf dem Bild festgehalten wurden, existierten sie nur füreinander. Vor fünfundzwanzig Jahren verbrachten sie auf diesem Anleger einen Sommer, der sich anfühlte, als werde er ewig währen, denn so müssen alle Sommer sich anfühlen, wenn man fünfzehn wird. Das ist das

Alter, in dem Freundschaft das gleiche ist wie eine Mitgliedschaft bei der Mafia: Man kommt nicht mehr raus. Man weiß zu viel. Wenn man vierzehn ist, kennt man einander bis in die letzten Winkel, die schwächsten und fragilsten Bereiche eingeschlossen, und natürlich hat man mit all diesem Wissen nicht die Erlaubnis, erwachsen zu werden, denn ein Erwachsener wäre niemals fähig, solche Geheimnisse zu bewahren.

Einer der Teenager furzte, und alle lachten wie verrückt. Wenn man nur ein paar solcher Sommertage wie diesen erlebt, hat man wirklich Glück, und wenn man nur einen einzigen solchen Freund findet, ist man unfassbar gesegnet. Auf dem Steg war es so heiß, dass die Vierzehnjährigen auf ihren Rucksäcken sitzen mussten, um sich nicht den Hintern zu versengen, und wenn einmal ein Windstoß aufkam, brachte er weniger Kühlung als ein Föhn im Krematorium. Wenn sie schwimmen gingen, war das Meerwasser nachher salziger, so sehr schwitzten sie. Wenn sie sich an einer Zigarette verbrannten, schrie die Zigarette, so heiß war ihnen. Und sie lachten, du lieber Gott, wie sie lachten, denn so ein Sommer war es. Der letzte Sommer, den sie zusammen verbrachten.

Natürlich sollte es nie ein Gemälde werden. Sie hatten nie geplant, dass jemand die Signatur am unteren Rand sehen sollte, »C. Jat« mit den Totenschädeln daneben. Eigentlich gab es niemanden, der dachte, dass dieser Furz ein weltbekannter Furz werden würde, der viele, viele Jahre später auf einer Auktion für so viel Geld verkauft werden würde, dass selbst reiche alte Ladys die Brauen hochziehen würden, wenn sie in ihren Gesichtern noch genug Bewegungsspielraum dafür hätten. Aus den Kids auf dem Steg sollte nie etwas werden;

sie waren arm geboren und würden arm sterben, denn so ist die Welt eingerichtet. In der Schule gerieten sie in Prügeleien, und zu Hause wurden sie geschlagen. Sie wussten genau, wie ein Schlüssel im Schloss klingt, wenn ein Vater furchterregend betrunken nach Hause kommt. Sie wussten ganz genau, dass sie dumm und nutzlos waren, denn das hatte man ihnen die ganze Kindheit hindurch gesagt.

Und in jenem Sommer vor fünfundzwanzig Jahren? Sie sahen in diesen Wochen den Tod, sie wurden gejagt und angegriffen, sie erlebten mehr Gewalt als die Leute bei dieser Kunstauktion fünfundzwanzig Jahre später in ihrem ganzen Leben jemals erleben würden. Man hat gar keine Zukunft zu haben, wenn man auf diese Weise aufwächst, und ganz sicher hat man nicht als weltberühmter Maler zu enden, aber eines Tages wird einem dieser Teenager genau das passieren. Denn an einem hässlichen Ort hatte er bei seiner Geburt so viel Schönheit in sich, dass es einem Akt der Rebellion gleichkam. In einer Welt voller Vorschlaghämmer war seine Kunst eine Kriegserklärung.

Eines Tages beugte sich einer der anderen Teenager, ein Junge namens Joar, über den Skizzenblock des Malers und flüsterte, als wäre die ganze Sache Zauberei: »Wer zum Teufel kann so zeichnen, dass man sehen kann, was es sein soll? Du verdammtes Alien!«

Damit kam Joar dem, was er eigentlich sagen wollte, am nächsten. *Ich hab dich lieb. Das weißt du hoffentlich.* Also antwortete der Maler: »Danke.«

Damit kam der Maler dem, was er eigentlich zu Joar sagen wollte, am nächsten: *Ich hab dich auch lieb. Ich kann ohne dich nicht leben.*

Es war Joar, der den Wettbewerb entdeckte, mit dem alles anfang. Seine Mom brachte immer die Zeitungen mit nach Hause, die sie im Personalraum des Pflegeheims fand, in dem sie arbeitete, denn am Ende des Monats kam es manchmal vor, dass Joars alter Herr sich beim Einkaufen zwischen Alkohol und Toilettenpapier entscheiden musste, und deshalb war es gut, die Zeitungen zu haben. Am ersten Tag der Sommerferien las Joar zufällig eine Anzeige in der Zeitung, bevor er sich damit den Hintern abwischte, und das änderte alles. Am nächsten Morgen stand er auf dem Anleger und erklärte die Regeln des Wettbewerbs. Das war nicht so leicht, denn er war von Idioten umzingelt.

»Es ist ein verfuckter Wettbewerb für junge Künstler. Jeder kann ein verfucktes Bild einschicken, und das beste verfuckte Bild hängen sie in ein verfucktes Museum!«, erklärte er vielleicht zum siebten, womöglich sogar zum achten Mal. »Habt ihr es *jetzt* kapiert?«

Natürlich verstanden seine Freunde ihn sehr gut, aber manchmal machte es ihnen einfach Spaß, so zu tun, als wären sie Idioten, weil es so komisch war, wenn Joar in Wut geriet.

»Aber ... was muss man denn da malen?«, fragte der eine aus eben diesem Grund.

»Du kannst malen, was zum Teufel du willst! Du kannst ein gottverdammtes Boot malen!« Joar stöhnte ungeduldig.

»Aber ... wir haben doch gar kein Boot«, war die Antwort.

»Du sollst ja auch kein Boot BEMALEN, du Schwachmat! Mal ein Bild VON einem Boot auf ... auf einer Leinwand. Oder wie man das nennt, verdammt!«, fauchte Joar.

Jetzt tat der andere Freund so, als habe er es verstanden, und sofort rief er: »Aber ich bin nicht gut darin, Boote zu malen, Joar.«

»Du sollst auch nichts malen ...« Joar seufzte, und erst jetzt merkte er, dass seine Freunde grinsten. »Idioten«, knurrte er, »ihr seid alle Idioten.«

Der Erste, der aufhörte zu lachen, war natürlich der Maler. Seine Fröhlichkeit dauerte nie sehr lange, denn seine Haut war zu dünn, um die Wirklichkeit abzuhalten. Er kratzte sich am ganzen Körper, wie er es immer tat, wenn er nervös war, und flüsterte dann: »Können wir das nicht einfach vergessen, Joar? Ich kann nicht malen, wie man für solche Wettbewerbe malen soll. Die sind für schicke Leute mit Geld, und ich kann nicht ...«

Joar fiel ihm ungeduldig ins Wort.

»Was soll das heißen, du kannst nicht? Hör auf! Du bist eine Million Mal besser als diese verfuckten reichen Kids, du brauchst es ihnen nur zu zeigen. Mal irgendwas, mal das gottverdammte Meer!«

Das sagte Joar in bester Absicht, nur hatte niemand ihm beigebracht, seine Worte so klingen zu lassen. Er hatte nicht vor, der Welt zu beweisen, wie gut der Maler war, er wollte es dem Maler selbst beweisen. Joar war gut darin, Motoren zu reparieren, denn da konnte er immer sehen, was kaputt war. Menschen sind voller Mist, den man nicht sehen kann. Bei uns sind es die unsichtbaren Teile, die kaputtgehen. Daher wusste Joar nicht, wie er dem Maler sagen sollte, dass er ihn liebte. Stattdessen brüllte er: »Mal einfach! Gewinn' diesen verfuckten Wettbewerb!«

»So läuft das aber nicht«, flüsterte der Maler. Er konnte nicht erklären, warum er nicht atmen konnte. Er hatte keine Worte für das, was ihn in diesem Sommer so traurig machte.

Er kratzte sich, seine Blicke huschten umher. Der dritte Junge sah es und tat sein Bestes, um die anderen abzulenken.

»Das Meer malen? Schwierig«, sagte der Junge, und diesmal war es schwer zu sagen, ob er sich dumm stellte oder ob er es wirklich war.

»Was ist daran SCHWIERIG? Ist doch nur EINE Farbe!«, wandte Joar ein.

»Aber es ist so ... so groß. Woher kriegen wir genug Papier?«, war die Antwort.

Es blieb lange still, bis einer von ihnen anfang zu kichern, und dann lachten sie alle los, schließlich sogar der Maler, und da konnte nicht einmal Joar mehr wütend sein. So fingen die besten Sachen immer an.

Den Rest des Tages verbrachten sie damit, einander mit Steinen zu bewerfen, blöde Witze zu erzählen und zu schwimmen. Von allen Motiven, die der Maler während seines restlichen Lebens malen würde, war Joar am schwierigsten, denn es war nie möglich, seinen Freund so zu malen, wie er ihn sah. Als die Sonne an diesem Sommertag untergehen wollte, erklärte Joar gereizt: »Du musst raus aus dieser verfuckten Stadt.«

»Sag das nicht«, bat der Maler, aber jetzt platzte Joar der Kragen.

»Aber es stimmt doch! Wir übrigen sind am Arsch, wir werden ein Scheißleben haben, aber nicht du, hörst du? Denn du bist ein gottverdammter, weltberühmter Maler. Das weiß die Welt bloß noch nicht! Vergiss nicht: Wenn all die anderen Ärsche da draußen wissen, wer du bist – wir wussten als Erste, dass du weltberühmt bist!«

Nur so nebenbei: Er hatte recht.

Dann lagen sie auf dem Anleger, tranken billige Limonade und schauten dem kostenlosen Sonnenuntergang zu. Der

Sommer war noch endlos, und der weltberühmte Maler, der noch nicht weltberühmt war, fuhr im letzten Tageslicht langsam mit dem Finger über den Himmel und malte Totenschädel in die Luft.

Dann fragte er einen der anderen Vierzehnjährigen: »Glaubt ihr, wir sind alle noch die besten Freunde, wenn wir erwachsen sind?«

Joar antwortete gelassen: »Ich glaube, wenn wir erwachsen sind, sind wir nicht mehr alle am Leben.«

Nur so nebenbei: Auch damit hatte er recht.

Fünf

Louisa schlägt mit dem Kopf auf den Boden, so heftig, dass ihr schwarz vor Augen wird. Einen Moment lang glaubt sie, sie stirbt, denn ein paar Sekunden lang ist sie bewusstlos, und für eine dieser Sekunden glaubt sie tatsächlich, sie kann Fishs Stimme von jenseits des Grabes hören. Vielleicht sollte es sie glücklich machen, aber es macht sie nur wütend. Denn es war Fish, die versprochen hat, dass sie nur ihre verdammte Kindheit überleben müssten, und danach wäre alles okay.

»Aber *du* warst diejenige, die überleben sollte, nicht ich, denn du warst diejenige, die gut allein sein konnte!«, schreit Louisa in ihrem Kopf, und dann reißt sie angstvoll die Augen auf und erkennt, dass sie die Worte vielleicht laut geschrien hat.

Jemand versucht, sie zu beruhigen, oder bildet sie sich das auch ein? Sie presst die Zunge an die Zähne, und wenn sie es nicht besser wüsste, würde sie sagen, sie hat ein Katzenhaar im Mund. Dann hört sie das beruhigende Geräusch wieder, und als sie zum Himmel hinaufblinzelt, sieht sie den obdachlosen Mann hinter der Mülltonne, der einen Finger an die Lippen legt. Louisa ist nicht gerade besonders gut darin, sich zum Schweigen bringen zu lassen, wirklich nicht, aber sie ist still und hält die Luft an, als sie den Wachmann ganz in der Nähe brüllen hört: »Sprichst du Englisch? Hast du ein Mädchen gesehen?«

Louisa sieht, wie der Obdachlose hastig nickt und in die andere Richtung zeigt. Der Wachmann seufzt atemlos, wendet sich ab und rennt los. »Rennt« ist vielleicht übertrieben, aber was immer es ist, es ist ein bisschen schneller als sein Gehen. Der Obdachlose bleibt stehen, bis hundertfünfzig Kilo Muskeln und null Gramm Detektivtalent schließlich außer Sicht geraten sind. Dann beugt er sich über Louisa hinter der Mülltonne und lächelt zögernd. Er hat einen großen roten, Louisa-förmigen Abdruck im Gesicht. Offenbar sind sie mit den Köpfen zusammengestoßen. Louisa erinnert sich, dass sie geduckt gerannt ist; also muss der Mann wirklich klein sein. Neben ihm sitzt eine rotgetigerte Katze, sieht sie jetzt. Die Kleidung des Obdachlosen ist schmutzig, aber die Katze sieht für ein obdachloses Tier überraschend sauber und gepflegt aus. Der Mann scheint Angst zu haben, aber die Katze sieht aus, als sei sie sehr verärgert. Als hätte Louisa Milch über ihre Briefmarkensammlung geschüttet.

»Sorry«, flüstert Louisa in dem Englisch, das sie von den Filmstars gelernt hat. Sie will aufstehen, aber sie taumelt und stößt gegen den Obdachlosen.

Als sie sich berühren, zucken sie beide zurück wie von einem Elektroschock, der Mann fällt gegen die Mülltonne, und Louisa stolpert über die Katze. Das Tier sieht wirklich nicht begeistert aus.

»Sorry, sorry, sorry«, wiederholt Louisa, als sie mit dem Hintern wieder auf dem Boden landet.

Der Mann rappelt sich mühsam auf, seine Hände zittern stark, und er scheint Schmerzen zu haben, aber er lächelt, als wolle er sagen, es sei alles in Ordnung. Die Katze macht nicht den Eindruck, als ob sie diese Ansicht teilte. Louisa wird rot vor Verlegenheit, als sie sieht, dass hinter der Mülltonne ein

zerrissener Karton und eine schmutzige Woldecke liegen, und sie erkennt, dass sie geradewegs in das Schlafzimmer des Mannes und der Katze getappt ist.

Der Mann sieht aus, als wollte er ihr gern beim Aufstehen helfen, seine Hand aber lieber nicht nach ihr ausstrecken. Sie erkennt die Körpersprache.

»Sie haben es nicht gern, wenn Leute Sie anfassen?«, flüstert sie.

Der Mann schüttelt verlegen den Kopf.

»Ich auch nicht«, sagt sie.

Er lächelt zaghaft, und sie auch. Ein kurzes Schweigen folgt. Leider ist Louisa schlecht im Schweigen, und so fängt sie an zu plappern. Das kommt, weil ihr Gehirn ein kleiner Tyrann ist und ihr immer sagt, wenn alle anderen schweigen, liegt das wahrscheinlich daran, dass Louisa ihnen so merkwürdig erscheint, und deshalb sollte sie auf jeden Fall sofort anfangen zu plappern! Also sieht Louisa die Katze an und sagt: »Ich mag Katzen! Tatsächlich mag ich Katzen lieber als Hunde, weil Katzen viel schwerer zu erschießen sind!«

Daraufhin fragt ihr Gehirn sie, warum um alles in der Welt sie das gesagt hat, und Louisa glaubt, sie hat es getan, weil ihr Gehirn es ihr befohlen hat! Das Gehirn antwortet, genau wegen solcher Sachen halten die Leute dich für merkwürdig, Louisa! Und da ist Louisa so verlegen, dass ihre Wangen es nicht mehr verheimlichen können. Es ist wirklich ein Tyrann, dieses Gehirn, das sie hat.

»Ich meinte ...«, murmelt sie betreten, und sie spricht den Mann und die Katze gleichermaßen an, »in Filmen sagen die Gangster immer, sie wollen ihre Feinde erschießen ›wie Hunde‹. Sie sagen nie, sie wollen sie erschießen ›wie Katzen‹. Katzen sitzen ja nie lange genug still ...«

Der Obdachlose lächelt, die Katze tut es entschieden nicht, aber es sieht so aus, als wäre Louisa ihr ein winziges bisschen weniger unsympathisch. Louisas Gehirn befiehlt ihr sofort, weiterzureden. Also sagt sie: »Dazu kommt, dass Leute, die Hunde haben, ihnen oft den Finger in den Hals schieben müssen, weil sie etwas gefressen haben, das sie umbringen kann. Ich meine, sollte ein solches Tier wirklich am Leben bleiben? Man sieht nie, dass jemand einer Katze den Finger in den Hals schiebt ...«

Louisa verstummt endlich, und ihr Gehirn seufzt verzweifelt. Die Katze legt den Kopf schräg und scheint an Haarballchen zu denken. Der Mann weiß anscheinend nicht, was er mit seinen Händen anfangen soll; es sieht aus, als sei ihm peinlich, wie sehr sie zittern, also schiebt er sie in die Taschen. Leider fangen daraufhin seine Taschen an zu zittern, und es sieht aus, als wäre ihm das noch peinlicher.

Zu seiner Erleichterung scheint Louisa es nicht zu bemerken, denn soeben ist ihr Blick auf ihren Rucksack gefallen. Anscheinend ist bei ihrem Sturz der Reißverschluss aufgegangen, und jetzt liegt ihr ganzes Leben auf dem Gehweg: der Pass, die Spraydosen, Stifte, Skizzenblocks und eine Schachtel Zigaretten. Zwei Schraubenzieher. Und alle Kleidungsstücke, die noch reingepasst haben. Plötzlich und gnadenlos überkommt es sie, dass dies alles ist, was sie jetzt besitzt – siebzehn Jahre auf diesem Planeten, und es passt in einen Rucksack. Ihr Skelett klappt einfach zusammen. Verzweifelt sackt sie zu Boden und fängt an, ihre Sachen einzusammeln. Sie hat Tränen in den Augen, und als der Mann anfängt, ihr zu helfen, geht es ihm genauso. Man braucht eine besondere Sorte Herz, um angesichts der Habseligkeiten eines anderen so zu empfinden.